Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 37 (1961-1962)
Heft: 3

Artikel: Wenn man Halbstarke ernst nimmt
Autor: Scherrer, Erwin
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1073891

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 26.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Erfahrungen von Erwin Scherrer

Wenn man Halbstarke ernst nimmt . . .

Im Frühjahr 1952 wurde inmitten von Hügeln und Wäldern des Emmentals eine Beobachtungsstation für Jugendliche eröffnet. Es sollte eine Stätte sein, wo Burschen im Alter von 15 bis 20 Jahren, die aus irgendeinem Grunde versagt hatten, auf ihren geistigen und charakterlichen Zustand beobachtet und untersucht werden konnten. Bis dahin hatte man das in Erziehungsheimen und Heil- und Pflegeanstalten getan. Ein großer, prächtiger Gutshof prägte die Konzeption des Ganzen. In einem Werkstattlokal richtete sich mein Kollege – ein tüchtiger Handwerksmeister – eine Schreinerei ein, und ich selbst hatte mich für den Anfang mit Schreibmaschine und etwas Papier in einem kleinen Zimmerchen häuslich niedergelassen.

Das Haus füllte sich in kurzer Zeit. Bald waren es achtzehn Burschen aus der deutschen und welschen Schweiz, welche alle auf irgendeine Weise die geltende Ordnung mißachtet oder die in sie gesetzten Erwartungen nicht erfüllt hatten. Unter der Führung eines Psychiaters forschten wir nach den Ursachen des Versagens, indem wir es einem Krank-Sein gleichsetzten und daher zunächst einmal über Grund und Anfang des Leidens Bescheid wissen mußten. Wie der Arzt am Patienten den Krankheitsverlauf studieren muß, so hatten wir das Verhalten unserer Schützlinge zu beobachten und uns mit ihrem Wesen vertraut zu machen. Dabei stützten wir uns hauptsächlich auf das, was sich im Alltag ereignete: Beim Hobeln und Leimen, beim Kartoffelhacken und Mistzetten, beim Schachspiel, Jassen, auf dem Sportplatz oder beim Wandern. Dabei bemühten wir uns, jeden Einzelnen wirklich ernst zu nehmen und nicht nur zu tun als ob. Unser Ziel lag weniger in der Korrektion und Umgewöhnung – dazu hätte die kurze Beobach-

tungszeit von 3 bis 4 Monaten ja gar nicht ausgereicht – sondern vielmehr darin, daß möglichst viele selbst herausfanden, wo es bei ihnen nicht stimmte. Trotz der kurzen Zeit hat uns mancher anders verlassen, als er gekommen ist.

Wir verbrachten schöne Stunden miteinander. Ich denke da an unsere Singabende. Da durfte jeder einmal herausgröhlen, so laut und so falsch er konnte, was aber nicht hinderte, daß am Schluß alles andächtig und sittsam «Unser Leben gleicht der Reise . . .» durch alle Strophen sang.

Wie überall, wo junge Menschen beieinander leben, hatten wir auch bei uns eine Schundwelle, eigentlich nicht nur eine; aber die erste war die tollste. Zum Schund rechneten wir nicht jedes Abenteuer- und Kriminalgeschichtlein, sondern vor allem jene billigen Geschmacklosigkeiten deutscher Herkunft, welche an die primitivsten Instinkte appellieren. Solche «Heftli» wirbelten nach und nach durch das ganze Haus, lagen auf Fensterbrettern, guckten zusammengerollt aus den Metertaschen der Überhosen und ruhten verschämt unter Kopfkissen. Sollte man sie verbieten? Wir verboten sie nicht. Zunächst ließen wir eine Bücherkiste der Volksbibliothek kommen. Gleichzeitig ergänzten wir unsere Hausbibliothek und befreiten sie, die aus einer ehrwürdigen Knabenerziehungsanstalt stammte, von einigen Kilogramm Gartenlaube. Neugekaufte Bände behielten ihr schönes Kleid und wurden mit transparentem Cellophan überzogen. Anfangs schämten sich die Jungen, im Büro Bücher zu holen, bis dann doch einige den Anfang machten. Und bald saß da einer mit einem Band Dickens, dort ein anderer mit einem St. Exupéry, und selbst Gotthelfs Bauernspiegel kam zu Ehren. Die Heftli verschwanden allerdings nie ganz, wurden aber doch seltener.

An trüben Sonntagen fuhren wir auch etwa in die Stadt, um einen guten Film anzusehen. Vor dem Verlassen des Vorortbähnchens wurde folgende Parole ausgegeben: «Jeder geht auf eigene Faust zum Kino X. Wer nicht stadtkundig ist, schließt sich dem Erzieher an.» Ebenso verfuhren wir auf dem Rückweg zum Statiönchen. Es war oft ein Stehen auf glühenden Kohlen, bis sie alle wieder da waren. Es kam auch vor, daß sie nicht mehr alle da waren! Meist fehlten dann ihrer zwei. Seltsamerweise waren es nie Stadtunkundige, die den Weg zurück nicht mehr fanden. Daheim wurde nach dem Nachtessen über den Film diskutiert. Es war mir dabei wichtig, daß nicht nur die Handlung, sondern auch die Art der Darstellung zur Sprache kam. Ich versuchte, die Aufmerksamkeit auf den erzählerischen Gehalt hinzulenken, das Echte zu würdigen und Plumpes zu brandmarken. Ich erlebte dabei immer wieder, wie Schlechtes und Aufdringliches auch von zahlreichen Zöglingen als solches erkannt wurde. Deshalb bin ich heute von der «verheerenden» Wirkung schlechter Filme auf Jugendliche nicht mehr so ganz überzeugt. Auch reut es mich gar nicht, mit unseren Burschen einige recht zweifelhafte Streifen angesehen zu haben. Das gehört nun einmal dazu.

Noch wertvoller als der Kinobesuch war uns das Theaterspielen mit unseren Burschen. Die meisten taten gern mit, besonders die Welschen. Letztere brauchten weder Rollen noch Regisseur, höchstens einige zusammengesuchte Requisiten in Form von alten Körben, Stoffresten usw. Sie spielten einfach drauflos, und sie spielten sich selbst, oder das, was sie gerne gewesen wären. Die Hirtenspiele an Weihnachten wurden stets ohne geschriebene Rollen gegeben. Statt eines Textes erzählte ich eine Geschichte. Dann verteilte ich die Rollen: «Du bist der erste Hirt, du der zweite, du der Herodes. Und du, Kari, großer Prügel, gibst einen Legionär.» Dann mußte jeder die Worte selbst finden, wobei Marcel aus Moutier natürlicherweise seine Rolle französisch sagen durfte. Die Kostüme machten wir anfänglich selbst. Später ließen wir sie auch etwa aus der Stadt kommen. Aber je einfacher die Mittel, desto echter und nachhaltiger war die Wirkung.

Keiner unserer Zöglinge war ein unbeschriebenes Blatt, wenn er bei uns eintrat. Über manchen waren im Laufe seiner Kinderjahre dicke Aktendossiers entstanden, die auch wir gelegentlich zu durchstöbern hatten. Dabei fiel dann meist auch ein Schlaglicht auf die Eltern. Von 170 statistisch erfaßten Burschen stammten 90 aus «normalen» Familien, während die übrigen 80 Scheidungswaisen, Halbwaisen oder illegitime Kinder waren. Bei näherem Zusehen erwiesen sich die sogenannten «normalen» Familien aber nur zur Hälfte als wirklich intakt, so daß schlußendlich nur von einem Viertel

unserer Burschen gesagt werden kann, sie seien aus einigermaßen rechtschaffenen Ehen hervorgegangen.

Wieviel Unrecht, Unverstand und Lieblosigkeit einigen unter ihnen schon im Kleinkindalter widerfahren war, läßt sich wohl nur andeutungsweise aufschreiben. Wenn man die Vorgeschichte kannte, so wunderte man sich oft, daß ein Junge sich überhaupt noch so gut hatte entwickeln können.

Der bleiche weiche Theo

Er wurde am Eröffnungstag gebracht und war damals achtzehn. Ein bleicher, weicher Schlawiner mit ungewaschener Swingmähne blickte er gequält und verloren von einer Zimmerdecke in die andere. Ein Polizist in Zivil hatte ihn gebracht und beim Weggehen vertraulich gebrummt: «Wohl, da habt ihr einen netten Kunden, merci!»

Theo durfte zunächst einmal aus seinem Leben erzählen. Vieles hatte er vergessen. Anderes machte er ein wenig durcheinander. Aber das Erzählen tat ihm gut. Es hörte ihm jetzt endlich einmal jemand zu – und nahm ihn ernst.

Als er noch ganz klein gewesen, hatten sich seine Eltern scheiden lassen und das Würmchen der Großmutter angehängt. Weder Vater noch Mutter hatte er dann je wieder gesehen. Die Großmutter war ihm aber auf die Dauer nicht mehr Meister geworden, und man hatte Theo erst in das eine, dann ins andere Erziehungsheim gebracht. Er hatte gestohlen: Geld, Bienenhonig, Werkzeuge, einfach alles, was zu stehlen war. Dafür hatte es Strafen gegeben. Er fing an zu lügen. Alles wurde abgestritten, auch wenn man's beweisen konnte. Dafür gab es wieder Strafen. Einmal habe der Hausvater eine halbe Nacht versucht, ihn zu einem Geständnis zu bewegen – ohne Erfolg. Dann kam er aus der Schule. Zu einer Berufslehre sei er zu dumm, habe der Vormund gesagt. Er wäre gerne Autolackierer geworden. Theo kam zu Verwandten auf ein Bauerngut. Auch dort stahl er. Und log er. Einmal aber wurde ihm etwas gestohlen: Ein Velo. Ohne Velo wollte er nicht heimkehren. Man hätte ihm doch nicht geglaubt. Also lief er bei Nacht und Nebel davon. Theo kam in die Stadt und nahm eine Stelle als Ausläufer an.

«Aber da habe ich einen Expreßbrief nicht eingeworfen, sondern geöffnet, weil ich glaubte, es habe Geld drin. Als es auskam, sagte der Patron, mit mir sei Hopfen und Malz verloren. Aber ich kann doch schaffen!»

Und Theo weinte.

Theo wurde mit der Zeit recht zutraulich und begann immer mehr, sich uns anzuschließen. Auch sein «Geheimnis» gab er uns eines Tages preis. Er habe «es» in der Stadt kennen gelernt. «Es» komme mit den Eltern nicht gut aus, aber ihn habe «es» gern. Eines abends war Theos Bett leer. Das Geheimnis! Er hatte es nicht mehr ausgehalten. Gegen morgen kam er

---

Schweizerische Anekdote

Als der Bau des Straßentunnels durch den Großen Sankt Bernhard beschlossen wurde, gelang es dem Walliser Staatsrat Troillet, den größten Teil der Kosten dem Kanton Waadt aufzuhalsen.

Als man ihm das vorwarf, erwiderte er schlagfertig: «Les Vaudois fournissent l'argent, mais nous, les Valaisans, nous fournissons la montagne!» Der eigentliche Grund war, daß der Tunnel der Waadt mehr zugute kommt als dem Wallis und dieser Kanton zudem ärmer ist. Aber hat es Troillet nicht viel hübscher gesagt? «Die Waadtländer liefern das Geld, wir Walliser aber den Berg!» W. H.

selbst zurück. Er schämte sich und erwartete die übliche Strafe. Die Strafe kam aber nicht, und Theo schämte sich noch mehr. Man sah bald, daß die Freundschaft zu dem Mädchen wichtig war für Theo und nicht einfach unterdrückt werden durfte; und es ging aufwärts mit ihm. Als die Beobachtungszeit abgelaufen war, wollte Theo hierbleiben.

«Ich kann auswärts arbeiten und den Lohn abgeben. Wenn ich genug Geld habe, will ich heiraten.»

Das sagte er mit einer Selbstverständlichkeit, die nicht ohne Überzeugungskraft war. Wir gingen auf seinen Vorschlag ein, wenigstens auf die erste Hälfte. Theo begann dann in einer Mosterei zu arbeiten, vielmehr zu schuften. Nicht die kleinste Unkorrektheit ließ er sich mehr zuschulden kommen. Der Betrieb stellte ihm ein Musterzeugnis aus. Schließlich konnte er sich ganz von uns lösen, bezog in einem Nachbardorf ein Zimmer und arbeitete als Möbelpolierer und -beizer in einer Fabrik. Dort schafft er heute noch. Das «Geheimnis» hat sich als treues Hausmütterchen erwiesen und ihm zwei Mädchen geschenkt. Erika geht jetzt in die erste Klasse und hat den Vater lange Zeit vermissen müssen. Theo war nämlich an Tbc erkrankt und mußte dann viele Monate lang kuren. Aber die Familie ist okay! Ich denke oft an Theo. Weil er mir eine Theorie umwarf. Die Theorie vom verlorenen Hopfen und Malz. Die Biertheorie!

VEXIERBILD AUS DER ZEIT DER JAHRHUNDERTWENDE

Wo ist der zweite Mann?

Der hübsche Heinz

Heinz hatte sich aus Paris postlagernd Geld ins Dorf kommen lassen. Zunächst merkte niemand etwas davon. Heinz war intelligent, hübsch und ebenso verschlagen.

Kurz vor seiner Einweisung war er mit einer verheirateten Frau durchgegangen. Eben nach Paris. Dort hatten sich beide ihren Unterhalt mit jener Beschäftigung verdient, die keine ist und doch etwas einbringt. Solcherweise hatte der wohlgebaute achtzehnjährige Bursche die Bekanntschaft eines Verehrers männlicher Schönheit gemacht.

Eines abends, so um zehn, machte ich einen letzten Rundgang durch die Schlafräume. Es war Hochsommer und sehr warm. Die meisten Burschen hatten sich daher abgedeckt und lagen mehr oder weniger entblößt auf den Betten. Heinz war säuberlich zugedeckt und atmete friedlich in sein Kissen hinein. Das fiel mir irgendwie auf.

«Schläfst du, Heinz?» fragte ich ganz nahe. Er drehte sich seufzend um und lallte einige unverständliche Traumworte. Über seinem Bett hing ein schöner, kurzer Spruch: Ich will! hieß er.

«Nun also ...» dachte ich, und mein Argwohn war verflogen. Ich ging auch zu Bett. Unser Schlafzimmer befand sich genau über dem Raum, in dem Heinz schlief. Um Mitternacht hörte ich Gepolter unter mir, dann Gelächter. Einer brüllte zum Fenster hinaus wie ein Verrückter. Ich zieh mir rasch die Hosen an (denn selbst Napoleon hat im Nachtgewand niemandem imponiert) und bin in einigen Sätzen unten. Das Licht im untern Stock brennt nicht. Aber der Mond leuchtet mir hilfreich durchs Fenster. Was ich sehe, genügt mir. Zunächst falle ich beinahe über einige leere Bierflaschen, dann über einen halbnackten Körper, der am Boden liegt. Dann sitzen noch zweie vor dem Fenster am Boden und halten halbvolle Weinflaschen in den Händen. Draußen auf einem Fenstersims steht Heinz in der Unterhose und lallt mir entgegen. Diesmal sind es

keine Traumworte. Jemand kichert halblaut. Aus einer Ecke weht mir ein säuerlicher Geruch entgegen. Kurz, ich bin allein unter sechs halb- bis totalbetrunkenen Burschen. Einer klagt:

«Ich wollte erst nicht, aber er sagte: ‚Wenn du nicht saufst, schmeiß ich dich zum Fenster hinaus.'»

Dabei weist er mit dem Kopf auf Heinz. Der steht immer noch auf der Fensterbank. Hier hilft reden nichts mehr. Ich hole Heinz an den Beinen herunter. Er taumelt gegen sein Bett. Ich gehe nicht von ihm weg, bis er Hosen und Hemd angezogen hat. Dabei fällt etwas zu Boden: Die Lichtsicherung für den ersten Stock. Dann noch etwas: Heinzens Portemonnaie; es ist schwer. Ich nehme beides an mich. Darauf stoße ich Heinz zum Schlafsaal hinaus, helfe ihm die Treppe hinunter ins Freie, und beim Brunnen drücke ich sein blondes Künstlerhaupt einige Zeit unter die Röhre. Das tut gut. Aber jetzt weint er herzzerbrechend. Und dann löst sich seine Zunge, und er erzählt von dem schwulen Bruder in Paris, der ihm halt immer noch Geld schicke. Und heute sei eine Sendung gekommen, 40 000 frs. im Briefcouvert. Er klaubt einen Brief aus dem Hosensack. «Chèr ami», steht darin, «c'est le reste. Il m'est impossible d'envoyer plus.» Aber das sei nun wirklich das letzte Mal gewesen! So, in seinem heulenden Elend, führe ich meinen Helden durch die mondhelle Nacht und muß achtgeben, daß ich ihn nicht loslasse, wenn er nebenaustorkelt. Als ich mit Heinz zurückkehrte, war alles still. Ich schraubte die Sicherung ein und warf noch einen Blick auf die Szene. Fünfzehn leere Flaschen standen in einer Reihe geordnet am Boden. Vier halbnackte Jungen lagen kreuz und quer auf ihren Betten. In der Ecke putzte einer still an seinem Kopfkissen. Plötzlich riß Heinz sich von mir los und segelte nach der Toilette. Er kam lange nicht zurück. Etwa um halb zwei legte er sich zerknirscht zu Bett und drückte mir wortlos die Hand.

Es war nicht «das letzte Mal», und Heinz hat mir später noch manche Nuß zum Knakken gegeben. Seine schönen Vorsätze konnte er bei uns nicht verwirklichen. Ein Jahr später kam er in die Strafanstalt wegen Diebstählen und Einbrüchen. Viel tiefer als seine gerissene Verstellungstaktik aber schmerzte mich die Tatsache, daß dieser intelligente, zu vielen Berufen begabte Junge einfach den nötigen Halt nicht fand. Seine Anstrengungen, ein neues Leben zu beginnen, waren oft echt. Aber beim geringsten Anlaß war wieder alles vergessen. Seinen Vater kannte er nur als Gegenpart der Mutter. Er hatte nie zu ihm aufsehen können, sondern nur über ihn schimpfen gehört. Wie hätte sich da eine geordnete und geleitete Lebensreife einstellen können? Was hilft es, wenn wir ihn als haltlosen Psychopaten bezeichnen, wo wir doch gar nicht wissen können, wieviel davon schon bei seiner Geburt in ihm steckte und wie weit das Versagen der Erwachsenen, seiner einzigen Leitbilder, ihn so gemacht hat.

«Der Gartenzwerg» Er war richtig böse auf alle Welt, als er gebracht wurde, auch auf mich. Besonders aber über den Jugendanwalt. Der Sternsdonnerscheib wolle ihn ums Tüüfels versenken, und wir würden ihm dabei helfen. Das war sein Credo. Er war mit seinen 16 Jahren noch recht klein und pring. Darum hatten sie ihn im Erziehungsheim «Gartenzwerg» genannt. Er blickte mit pfiffigen Mausäuglein um sich. Aber sonst war nichts pfiffiges an ihm. Seine Eltern waren arme, willensschwache und primitive Leute, die ihn nie hätten erziehen können. Mit zehn Jahren hatte er einige junge Katzen totgeschlagen.

«Ich habe damals auf den Lehrer eine Wut gehabt. Der hat mich immer vernütigt und mir gesagt, ich komme in eine Anstalt.»

Und dann war Robi wirklich ins Erziehungsheim gekommen, aber immer wieder davongelaufen – nach Hause. Auch mir drohte er mit Davonlaufen und tat es auch bereits am ersten Tag. Aber lassen wir unsere Aufzeichnungen sprechen:

3. August: Ist heute von der Fürsorgerin gebracht worden. Hat beharrlich die Sonntagskutte zum Mittagessen anbehalten. Nach der Mahlzeit verschwand er. Ich fuhr ihm mit dem Auto nach, sah ihn bald auf der Landstraße dahinträppeln, überholte ihn unerkannt und fuhr ihm dann entgegen. Dann hielt ich ganz dicht bei ihm an, öffnete die Tür und brauchte ihn nur noch sanft auf den Sitz zu ziehen. Er war so überrumpelt, daß er auf der ganzen Rückfahrt kein Wort hervorbrachte.

Man sollte sich jetzt oft mit ihm beschäftigen und ihn für etwas interessieren, vielleicht in der Schreinerei. Der Arzt stellt keine gute Prognose.

9. August: Arbeitet mit großer Freude in der

Schreinerei . . . Ist immer der erste und letzte in der Werkstatt.

16. August: Hängt sich auf der Wanderung ständig an mich. Wird von den andern – die aber nicht gescheiter sind als er – verschupft und ausgelacht. Heult oft, weil er sich als «Gartenzwerg» fühlt.

30. August: Muß bei den Erntearbeiten helfen. Räsonniert heftig.

31. August: Entwich nach dem Essen mit Franz, wurde aber schon am Abend vom Landjäger aus O. zurückgebracht. Der Landjäger erzählt: Der Bäcker habe ihm telephoniert, es seien da zwei im Laden. Der eine komme aus Biel und wolle nach Interlaken, der andere aus Wangen und sei unterwegs nach Röthenbach. Das habe ihm nicht gefallen. Überdies hätten beide im Laden an einer Flasche Weißenburger gesogen und heimlich ein Pfünderli vom Regal nehmen wollen.

Robi gibt keine rechte Auskunft, staunt nur an die Zimmerdecke . . .

15. September: Fragt, wann er endlich einmal Ausgang erhalte. Muß noch warten. Robi brummt: «I däm Fall gaan i selber ab!»

16. September: Ist nach Mitternacht wieder entwichen. Hat sich vorher Luzis Taschenlampe angeeignet.

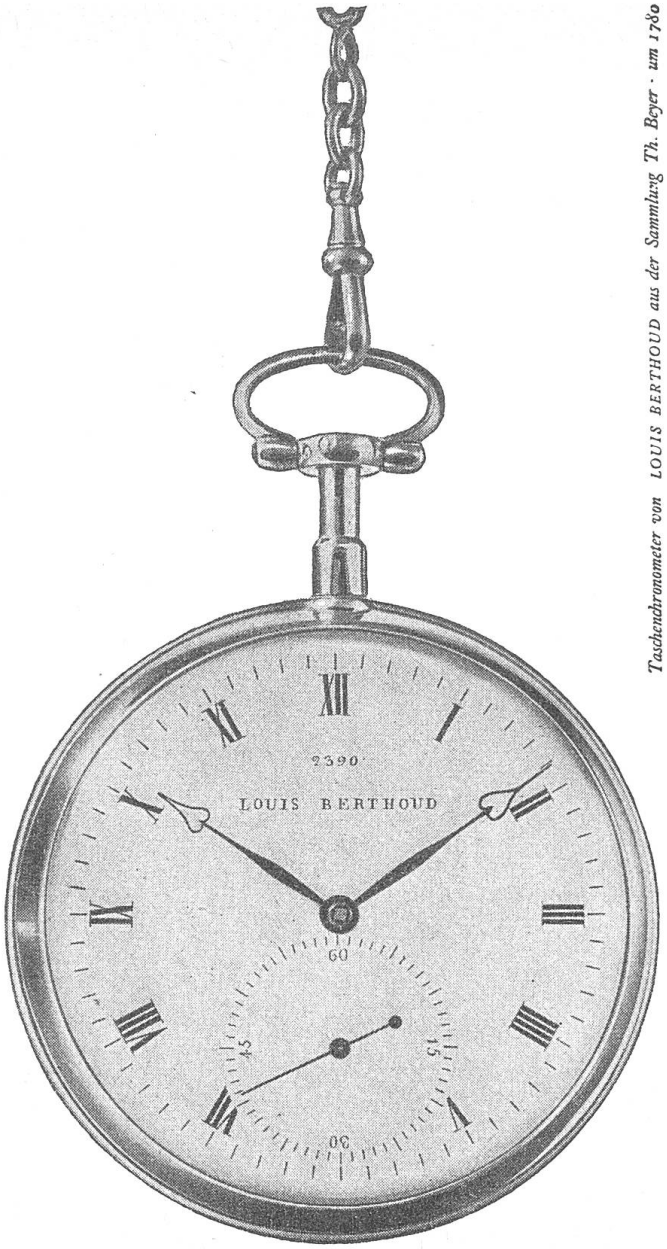
20. September: Landjäger M. aus L. (Robis Wohnort) telephoniert: Robis Mutter sei eben ganz verstört auf den Posten gekommen und habe gesagt, auf ihrem Estrich sei ein grüsligs Gespenst, ganz schwarz und eher kleiner als groß. Landjäger M. möchte wissen, ob wohl der Frau B. (Robis Mutter) ihr Jüngster bei uns vermißt werde. Nachdem wir ihm das bestätigen, glaubt er zu wissen, wer das Gespenst auf dem Estrich ist. Aber er traue sich jetzt in der Dunkelheit nicht dort hinauf; es sei alles morsch und könnte zusammenkrachen unter ihm.

21. September: Landjäger M. bringt Robi zurück. Der ist wahrhaftig immer noch sehr schwarz. Und ausgehungert . . .

11. Oktober: Verehrt die Großen und Starken unter seinen Kameraden. Hängt auch sehr am Schreinermeister, der ihn am Sonntag zum Mittagessen eingeladen hat.

20. Oktober: Hat endlich seinen ersten Ausgang gehabt. War zu Hause. Hatte sich lange vorher gefreut, das Konfirmationskleid anziehen zu dürfen. Ist dann aber doch in der alten Kleidung gegangen. Es sei schad für die neue.

Hat sich in seinem Kleiderschrank einen

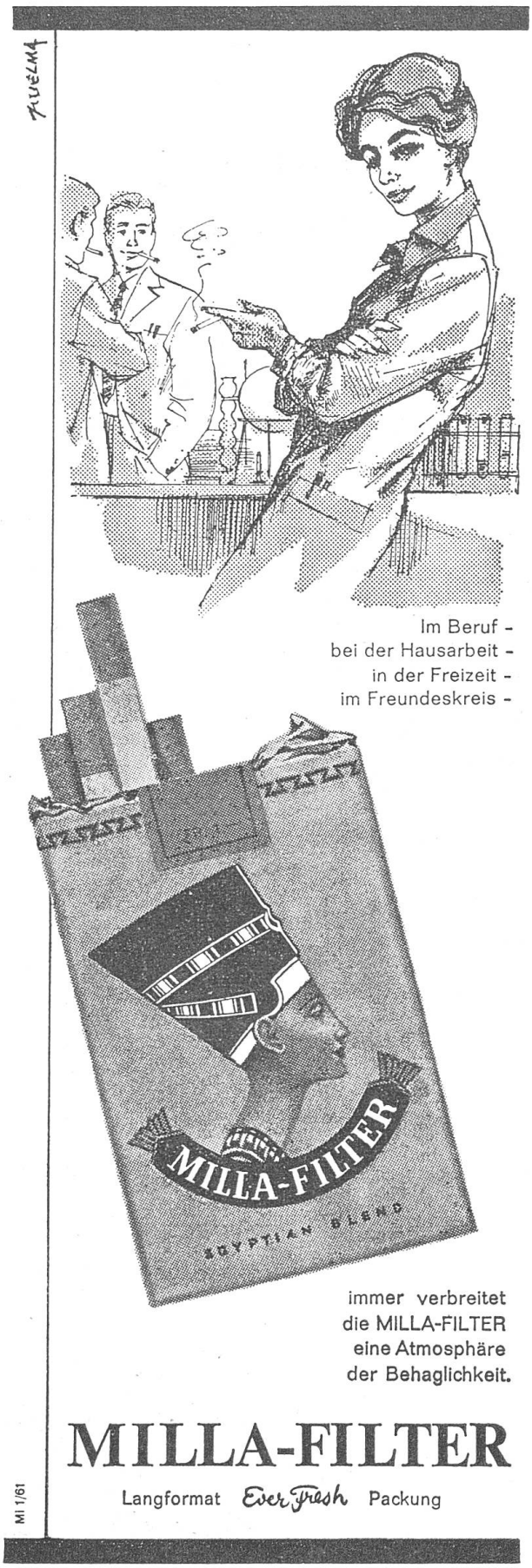


Taschenchronometer von LOUIS BERTHOUD aus der Sammlung Th. Beyer · um 1780

SEIT Generationen
widmet sich Familie BEYER
der edlen Uhrmacherkunst.
Was immer an äusserer
Vollendung und tech-
nischer Vervollkommnung
für Uhren erdacht wurde,
BEYER wird es Ihnen bieten.

Chronometrie
BEYER

Bahnhofstrasse 31 Zürich
Gegründet 1800



richtigen Altar aus seinen Besitztümern gebaut. Hütet alles eifersüchtig und hat eine peinliche Ordnung.

27. Oktober: Fängt an, vernünftiger zu werden und fällt weniger auf als früher. Hat in der Schreinerei eine schöne Hutablage fertig gebracht und strahlt vor Stolz.

14. November: Hatte heute den zweiten Ausgang nach Hause und kam pünktlich und zufrieden zurück.

10. Dezember: Herr Bl. fand ihn heute mit verstörtem Gesicht leise vor sich hinweinend im Spielsaal. Er habe einfach Längizyti. Möchte zu den Eltern und in die Fabrik ga schaffe.

11. Dezember: Ist doch ein wenig reifer geworden. Hängt sehr an den Hunden. Würde unter Umständen gern zu einem Gärtner als Hilfsarbeiter gehen.

Mit Jugendanwalt vereinbart, daß wir Robi eine Stelle suchen.

26. Dezember: Feierte Weihnachten bei den Eltern und kam rechtzeitig und zufrieden wieder zurück. Habe daheim erzählt, was er bei uns alles gelernt.

4. Januar: Hat noch sehr nötig, zur Exaktheit angehalten zu werden.

17. Januar: Kann heute eine Stelle bei Familie V. als Hilfsgärtner antreten und wird hier entlassen.

15. April: Robi kommt auf Besuch. Er ist gern bei Familie V. Hat sich aus seinem Lohn ein feines Velo zusammengespart. Kontrolle ergibt, daß seine Angaben stimmen.

10. November: Herr V. schreibt: «... teile ich Ihnen mit, daß ich über Robi nichts beunruhigendes sagen kann. Er hat sich bei mir gut gestellt, und es gefällt ihm. Es braucht allerdings viel Geduld und Zureden. Es kann aus ihm etwas werden, wenn er weiter in guter Gesellschaft bleibt. An den Sonntagen ist er immer pünktlich zurück.»

Man hatte von dem kleinen, beschränkten Bürschlein eigentlich recht viel verlangt. Er spürte aber, daß ihm der Weg, den wir ihm gewiesen und den er so mutig eingeschlagen hatte, weiterhelfen werde. Natürlich zog es ihn immer wieder dorthin, wo er herkam, zu Mutter und Vater. Vor allem den «Vater» brauchte er ja so notwendig, um sein bankrottes Selbstgefühl damit zu sanieren. Nicht umsonst verehrte er große und starke Burschen und hatte sich so innig an den Schreinermeister – der ihm etwas vormachen konnte – gehängt. Nun war aber sein leiblicher Vater ein willenloses

Mannli, das ihm nichts zu bieten und nichts vorzumachen hatte. Und die Mutter? Sie hatte ihn für ein Gespenst gehalten und war zur Polizei gesprungen, als er zu ihr wollte, um bei ihr Geborgenheit zu suchen. Was Wunder, wenn Robi keine Ruhe gefunden hatte? Aber jetzt hatte er sich doch gestellt. Einen Berufsarbeiter hat es nicht gegeben aus ihm. Aber er hat die Hand genommen, die ihn hat führen wollen. Und das ist für sein Leben entscheidend gewesen.

Rechtschaffener Leute Kind

Robis Eltern waren erzieherisch unfähig. Sie hatten keine Ahnung, was ein heranwachsender Mensch äußerlich und innerlich braucht. Ihre Primitivität war augenfällig und steht außer Zweifel. Das ist bei Eltern fehlentwickelter Jugendlicher durchaus nicht immer der Fall. Es ist ja bekannt, daß aus besten Familien mißratene Söhne hervorgehen. Man kann sich das dann einfach nicht erklären. Wie war das nur bei Andy?

Er war sechzehneinhalb, als er zu uns kam und ein Lauskerl par excellence.

«Jetzt habe ich, was ich wollte», sagte er gleich anfangs.

«Wieso?»

«Nun, mein Herr Beistand hat mich nacheinander in vier ‚Winden' gesteckt, eine ärger als die andere. Überall lief ich davon, bis man mich nicht mehr wollte. Jetzt haben sie mich auch in der lausigsten Bude nicht mehr aufgenommen. Nun kann es nur noch besser werden.» Sprachs und grinste übers ganze Gesicht. Andy hielt es bei uns recht lange aus, fast drei Monate. Aber dann verließ ihn die Geduld, und er ging auf die «Tour». Auf dieser «Tour» tat er einiges. Anhand von Fingerabdrücken konnte man ihm nach seiner Rücklieferung einen vollendeten Einbruchdiebstahl in ein Weekendhäuschen am Thunersee nachweisen. Damit hatte er in all seiner minutiösen Vorbereitung nicht gerechnet und war denn auch sehr baff, als man ihm alles haargenau vorrekonstruierte. Aber er hatte seine Ruhe bald wieder gefunden.

«Warum bist du eigentlich davongelaufen? Du hast doch selbst gesagt, es gefalle dir bei uns.»

«Weil es mir gestunken hat. Ich bin nicht dazu da, euch Schuldenbauern zu helfen, euern Kohl zu pflanzen», dozierte er lakonisch. Es

A 15

SICHER
UND ZUVERLÄSSIG

Über 100 000 A-15-Ski auf allen Pisten der Welt haben die einmaligen Fahreigenschaften und die hohe Qualität dieses Metallskis unter Beweis gestellt.

ATTENHOFER

Ihr Hemd für festliche Stunden —
(Qualität Firenze)

Das gediegene Hemd für besondere Gelegenheiten, aus prächtiger Sea-Island-Baumwolle in Select-Ausführung mit Softy-Kragen. Makassar-Knöpfe erhöhen den sanften Schimmer der mercerisierten Popeline.

A. G. Fehlmann Söhne, Schöftland / AG

Lutteurs
CHEMISIER

61. 5. 40 d

fiel ihm auch nicht ein, einzusehen, daß man keine Weekendhäuschen aufbrechen und sich keiner fremden Fahrräder und Motorroller bedienen darf.

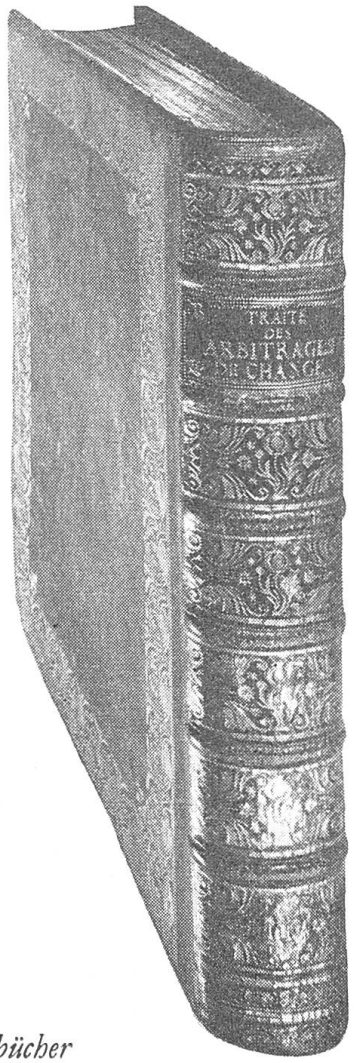
«Das ist jetzt halt Ihre Meinung. Ich finde es toll», sprach Andy und kaute zufrieden an seinem Chewing Gum. Nicht lange danach – es war schon recht winterlich geworden – kam es erneut über ihn. Aber diesmal wollte er nicht allein gehen, und es fiel ihm nicht schwer, den etwas gutmütigen und leichtgläubigen Alain aus Fribourg zum Mitkommen zu bewegen. Man stieg – obwohl die Haustüre offen gewesen wäre – durchs Fenster im ersten Stock und ließ sich in der Dunkelheit an der Dachrinne hinuntergleiten. Das war romantischer. Was sich weiter ereignete, erfuhren wir erst später:

Erst mußten sie eine gute Stunde tippeln. Dann nahm sie ein Automobilist mit. Andy erzählte ihm eine rührende Geschichte, die von seiner Mutter handelte, welche schwerkrank im Spital liege und die er unbedingt habe sehen wollen. Aber das Reisegeld habe ihm gefehlt. Der Automobilist war ein Arzt – man sah es am schwarzen Kreuz. Es stimmt nicht, daß Ärzte nur glauben, was sie sehen. Dieser glaubte Andys Geschichte. Um Mitternacht standen sie wieder auf der Straße. In der Nähe war ein verlassenes Stationsgebäude. Hinter den Schalterfenstern hatte es Zigarettenpäckli, welche sogleich Andys Tatendrang herausforderten. Alain konnte ihn davon abhalten. Dann fing Alain an zu frieren und sprach vom Umkehren. In dem Augenblick aber blinkten die Scheinwerfer eines daherfahrenden Autos auf. Andy hielt den Daumen in die Luft. Der Wagen – es war ein schwerer Amerikaner – bremste, und die beiden durften einsteigen. Andy hatte die Geschichte von der kranken Mama nicht einmal ganz zu Ende erzählen können, als der Wagen gewendet und denselben Weg, den er gekommen, wieder zurückraste. Die beiden Männer vorne gaben auf nichts mehr Antwort. Einer grinste nur einmal halb drohend nach hinten. Alain berichtete später, er habe Andy noch nie so bleich gesehen. Dann, nach ewigen Minuten, wurden beide höflich zum Aussteigen aufgefordert. Man befand sich – im Amtshaus zu Bern. Die freundlichen Herren waren eine Polizeistreife gewesen! Ja, und dann wurden sie anderntags mit demselben schweren Amerikaner wieder in unsere Gefilde verbracht. Andy war recht einsilbig an jenem Tag, und alles mußte mir Alain erzählen.

Andys Eltern sind rechtschaffene Leute. Er hat noch einen jüngern Bruder, der bei ihnen ist und recht tut. Der Vater ist beruflich oft auswärts. Die Mutter hat sich mit Andy alle Mühe gegeben, und wie! Alle Kapazitäten der Pädagogik und der Psychologie kann sie zitieren. Alles, was sie über diese Gebiete in Zeitschriften und Broschüren auftreiben konnte, las sie. Auf ihren Besuchen sprach sie von Hemmungen und Komplexen, wußte genau, um was es sich bei einer Neurose handelt und kannte sich vor allem bei Freud gut aus. So sprach sie aber nicht nur mit uns, sondern auch mit ihrem schwierigen Sohn. Oh, hätte sie doch etwas mehr Energie darauf verwendet, einfach und gewöhnlich zu sein, statt nach einem Rezept zu suchen. Im Grunde konnte sie mit dem Gelesenen ja gar nichts anfangen. Die Bildung genügt nicht. Die Ver-Bildung aber kann viel verderben. Leider gibt es viele Leute, welche glauben, im Auswendiglernen der Begriffe liege das Heil und die ganz vergessen, daß ja auch sogenannte ungebildete Eltern ihre Kinder zu rechten Menschen machen müssen und es auch merkwürdigerweise immer wieder können. Man muß da sein für die Jugend. Man muß sie ernst nehmen. Aber man darf keine Angst haben und soll sich im Wesentlichen ruhig auf die überlieferten Regeln guten Herkommens verlassen. Erziehungsreform will nicht die Grundlagen der Pädagogik verändern und sie vor allem auch nicht durch etwas anderes ersetzen.

Der Kriegsflüchtling

«Gopferd . . .! Jetz hör i uf mit Rauche. Die kaibe Zigarette koschte nur Geld!» sagte Uwe Urs, der Kriegsflüchtling aus Danzig, drückte eine halbgerauchte Zigarette aus und warf sie in den Hof . . . und rauchte von da weg keinen Zug mehr. Bis dahin hatte er sein ganzes bescheidenes Wochengeld – drei Franken – für Zigaretten verbraucht. Jetzt sparte er zusammen. Für ein Physik-Lehrbuch. Es interessierte ihn, wie die Dinge in der Natur zusammenhängen und funktionieren. Uwe war ein Krampfer. Es konnte ihm nicht heiß genug zugehen auf dem Feld und in der Werkstatt. Sowie ihm aber eine Arbeit mißlang, schmiß er sie weg und trauerte einige Stunden lang. In der Schreinerei hatte er einige schöne Kleinmöbel von Hand und ohne jede Maschinenarbeit geschaffen. Ein Fachmann schüttel-



Handbücher
gibt es auch heute noch,
wesentlich ist aber
die Erfahrung . . .

SCHWEIZERISCHER 1872
BANKVEREIN
SOCIÉTÉ DE BANQUE SUISSE

mit zahlreichen Niederlassungen in der Schweiz,
Sitzen in London und New York,
eigenen Vertretern in Paris und Lateinamerika,
Tochtergesellschaften in Montreal und Casablanca.

Aktienkapital und Reserven Fr. 337 000 000

Gut gelaunt — mit Ausnahmen

Betrachtungen einer unvollkommenen Hausfrau
von BARBARA SCHWEIZER
Illustriertes Geschenkbändchen
5.–7. Tausend *Fr. 5.65*

Eine kleine Auswahl der Titel zeigt am besten, worum es der Verfasserin geht: «Verzichten ist gefährlich», «Der teure Monat Oktober», «Die braven Kinder der andern», «Coiffeurkabinen sind keine Beichtstühle». Wirklichkeitsnah, anregend und geistreich, bildet das Bändchen ein entzückendes und beglückendes kleines Geschenk für jede Dame. Auch Marianne Berger entdeckte das Büchlein und zeigt es auf dem Titelbild der Juni-Nummer ihrer Illustrierten.

SCHWEIZER SPIEGEL VERLAG
ZÜRICH 1

Pp 3/61

Pepsodent
mit Irium

in der Tube
und im
praktischen
Pepsomat

Pepsodent mit Irium macht auch
Ihre Zähne schimmernd weiss

te später einmal den Kopf, als er mit den Fingern die satten Fugen entlangfuhr und die Verbindungen kontrollierte. Das sei eine Arbeit, die ins dritte Lehrjahr eines Schreiners gehöre, meinte er. Uwe aber hatte nie eine Schreinerlehre begonnen. Freilich hatte er viel geflucht und geseufzt, bis Radiotischchen, Blumenkrippli und Büchergestell so tadellos dastanden.

Uwe stand kurz vor dem Abschluß bei uns, als er die Zigarette wegwarf. Für eine Berufslehre konnte er sich nicht entscheiden. Chauffeur ja. Aber das war ja kein Beruf. Er war ein sauberer, kräftiger und gesunder Bursche. Er hatte schon einiges probiert, erst in einer Kesselschmiede, dann in einer Zimmermannslehre. Aber es ging nirgends länger als einige Monate. Mit seinem preußischen Akzent sagte er: «Wissesi, i ka einfach niene blibe. Ich hab kei Sitzleder, s verleidet mir überall . . .»

Wenn man sein Leben kannte, begriff man es. Auf einem Gut in Ostpommern war er als Sohn eines Schweizer Melkers und einer Polin geboren. Dann war der Krieg gekommen. Die Eltern wurden nach Polen verschleppt. Ihn trieb der Strom mit seinem Großvater und einer Kuh zusammen westwärts. Er mußte stehlen, um nicht zu verhungern. Schließlich, nach Kriegsende, gelang die Flucht nach Westberlin, und in einem Flugzeug des Roten Kreuzes wurde Uwe in die Schweiz gebracht. Weil er sich so ungebärdig und vielleicht auch etwas «unschweizerisch» aufführte, kam er in ein Erziehungsheim. Aber beruhigen tat er sich dort nicht. Immerhin, er konnte die Kesselschmiede-Lehre und, als es ihm dort zu laut war, eine Zimmermannslehre beginnen. Aber dann langte das Sackgeld nicht. Er «mußte» viel rauchen. Darum tat er einmal einen Griff in eine Ladenkasse und, als dies nicht sogleich auskam, machte er dasselbe in einer leeren Wirtschaft. Dabei wurde er erwischt und kam vor den Jugendanwalt und anschließend zu uns.

Uwe war recht verlegen und verschämt am ersten Tag.

«Weiß scho, bi e dumme Kaib gsy», sagte er, und putzte sich ein Tränchen ab. Dann lebte er sich aber schnell ein. Und jetzt war die Zeit ja schon herum. Man spürte, obwohl er das nicht zugeben wollte, daß er am liebsten dageblieben wäre, weil ihm da jeden Tag jemand die Hand auf die Schulter legte und ihm unverblümt, aber ruhig die Wahrheit über ihn

sagen konnte. Auch wenn er sie nicht immer gern hörte, spürte er wohl doch, daß es sein mußte. In dieser Situation konnten wir ihn einfach nicht weggehen lassen. In jenen Tagen bot sich eine Gelegenheit in einer Sägerei. Holz war ihm irgendwie sympathisch. Er logierte weiter bei uns, und fuhr jeden Morgen mit dem Velo ins Nachbardorf. Abends kam er jeweils müde und räsonnierend heim, ging früh zu Bett und las dann noch in seinem Physikbuch. Man hatte es nicht leicht mit ihm. Er konnte schimpfen und fluchen, wie kein zweiter. Das war aber stets der Ausdruck seiner guten Laune. Wenn er schwieg, war die Situation ernster. Später nahm er sich ein Zimmer im Dorf und brachte sich in Ehren selbst durch. Es war gar nicht leicht gewesen, ihn dort Wohnsitz nehmen zu lassen. Der Gemeindeschreiber telephonierte einmal recht unwirsch, was wir da der Gemeinde wieder für einen anhängen wollten. Ich fragte ihn, was man denn mit Uwe nach seiner Ansicht machen sollte.

«Dir cheut ne dänk i syr Heimetgmeend ungerbringe, die dert säue luege. Mir wey käner neue Armefäll, hey süsch scho gnue.»

Uwe wurde kein Armenfall. Die Steuern hat er meines Wissens so gut bezahlt, wie mancher Dorfchlütteri. Jetzt ist er ausgezogen aus jenem Paradies und wohnt in der Stadt. Vor einem Monat hat er geheiratet. Rauchen tut er immer noch nicht.

Uwe ist das Beispiel des verwahrlosten Kriegskindes mit gesunden Anlagen. Das unruhige Leben hat ihn zum Schwererziehbaren und Dieb gemacht. Seine innere Struktur, die natürliche Treuherzigkeit und Biederkeit seiner Seele ließ sich aber nicht unterkriegen. Eine gewisse Unrast und Labilität des Gefühls ist ihm allerdings geblieben. Aber ich kenne noch mehr solche, die meinen, Wunder was sie seien.

Bei den soeben erzählten Beispielen sahen wir mit einer Ausnahme in erheblich gestörte Familienverhältnisse. Woher kommt es aber, daß immerhin ein Viertel unserer aus normalen Verhältnissen stammenden Burschen versagt hatten? Ich denke an Carlos Alfonso, jenen dunkelhäutigen, schlanken, feingeschliffenen und äußerlich wohlerzogenen Jungen, dessen Eltern in Spanien eine komfortable Villa besaßen. Sein Vater war – um es schonend zu sagen – ein internationaler Geschäftsmann, die Mutter eine elegante, pickfeine Ibererin aus erstem Hause,

Soviel spare ich jeden Monat,

seit ich das Rauchen aufgegeben habe. Dafür kann ich mir manches Schöne kaufen und habe erst noch etwas für meine Gesundheit getan.
Diesen Erfolg verdanke ich

NICOSOLVENS

dem ärztlich empfohlenen Medikament.

Kurpackung Fr. 19.— in allen Apotheken
Kostenlose Aufklärung durch
Medicalia, Casima/Tessin

Oberst EDMUND WEHRLI

Gedanken eines Milizsoldaten

Mit einem Geleitwort von Oberstdivisionär Edgar Schumacher

Fr. 7.50

Eine aufrüttelnde, aber aufbauende Kritik unseres Wehrwesens. Der Verfasser führt in Zürich ein Advokaturbüro, 1940 und 1941 kommandierte er das Füsilier-Bat. 69. Nach dem Krieg war er Stabschef der 6. Division und von 1949 bis 1954 Kommandant des Infanterie-Reg. 25. Gegenwärtig ist Oberst Wehrli dem Armeestab als Generalstabsoffizier zugeteilt. Das Buch behandelt ohne Rücksicht auf hergebrachte Meinungen alle militärischen Probleme der Schweiz von heute.

Bündner Chrüter Kindschi

KINDSCHI SÖHNE AG DAVOS
Seit 1860

die den kaum Zwölfjährigen jeweils ins Kino geschickt hatte, damit sie sich ungestört ihren Besuchen hatte widmen können. Carlos Alfonso war nicht dumm. Er hatte zu nehmen gewußt, wie und wo es ihm zugefallen. Und weil er's nicht mehr bekam, weil man ihn zur weiteren Erziehung in ein schweizerisches Institut schickte, stahl er es seinen Kameraden und Vorgesetzten, wurde zum Dieb und Nichtstuer. Bereits als Fünfzehnjähriger hatte er einen «Stab» von Freundinnen um sich, die ihn vergötterten ... und noch mehr verdrehten, als er es schon war. Es war ihm alles geboten worden, was es an äußeren Segnungen gibt, und doch muß er in einer erschreckenden Leere aufgewachsen sein. Wen wundert's, wenn er sich nachher nur noch an den Schein hielt und sittlichen Forderungen verständnislos gegenüberstand? Auch das ist Verwahrlosung. Goldene Verwahrlosung!

Ich bin später einer Reihe meiner ehemaligen Schützlinge nochmals begegnet, von andern habe ich etwa gehört. Die meisten beruhigten sich mit der Zeit und kehrten in die große Ordnung der Gesellschaft zurück. Ihr Versagen war eine Episode in der Zeit des seelischen Aufbruchs und der ratlosen Unruhe der Pubertät gewesen. Andere mußten in Erziehungsheimen noch während längerer Zeit nacherzogen werden. Unter ihnen hatte es auch solche, die sich nicht besserten. Von ihnen sagt man etwa: «Ja, ja, was sie nicht schon konnten, haben sie dann in der Anstalt noch gelernt», und meint damit natürlich nur negatives. Aber was wäre wohl aus ihnen geworden ohne diese Maßnahmen? Das kann niemand sagen. Und so glaube ich, daß man auch mit jenen Wenigen den richtigen Weg einschlug, indem man unermüdlich versuchte, die verborgenen guten Kräfte in ihnen zu aktivieren. Das ist das, was wir unserer Jugend ganz allgemein schuldig sind. Und wenn uns ihr oft maßloses Gehaben schockieren mag: Mit Empörung und Entrüstung helfen wir nicht, sondern nur, indem wir für sie da sind, wenn sie uns braucht, sie ernst nehmen und etwa auch zurückdenken, wie das denn bei uns selbst einmal war, als wir erstmals aus dem Nest stiegen.

Bücher von Adolf Guggenbühl

Kein einfach Volk der Hirten

Betrachtungen zur schweizerischen Gegenwart

3. Auflage. In Leinen Fr. 14.30

Im Gegensatz zu dem Buch «Es ist leichter als Du denkst», das dem einzelnen Menschen zeigt, wie er sein eigenes Leben besser gestalten könnte, befaßt sich der Verfasser in diesem Werk mit dem Schweizer Volk als Ganzem. Kleines wie Großes, Politik und Freizeitgestaltung, Kultur und Wirtschaft, Feiertag und Werktag werden in einem klaren Spiegel aufgefangen.

Glücklichere Schweiz

Betrachtungen über schweizerische Lebensgestaltung

4.–6. Tausend. Gebunden Fr. 13.50

Ob der Verfasser sich über schweizerische Umgangsformen äußert, über die Gründe, warum die Schweizer Frauen oft unglücklich sind, über unterdrückte Romantik oder über den Sinn des Privateigentums: immer gelingt es ihm zu begeistern, und auch dort, wo er zum Widerspruch reizt, zu unterhalten.

Es ist leichter, als Du denkst

Ratschläge zur Lebensgestaltung

3. Auflage. Gebunden Fr. 12.90

Das Buch richtet sich an den einzelnen Menschen und weist ihm den Weg, sein eigenes Leben besser zu gestalten. Der Generaldirektor wie der Volontär, die 70jährige Großmutter wie die 20jährige Enkelin, werden diese unmoralistische, aufmunternde Lebenskunde mit gleichem Vergnügen und Gewinn lesen.

SCHWEIZER SPIEGEL VERLAG
ZÜRICH 1